

(Nachdruck verboten.)

40]

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Er freute sich, als er Pelle sah, und machte eine unwillkürliche Bewegung mit der rechten Hand: dann besann er sich und reichte ihm die linke. „Nja, nun muß man ja die linke Flosse geben,“ sagte er mit einem vergrämten Lächeln. „Das wird mir noch schnurrig vorkommen. Wenn ich man überhaupt was tun kann, denn sonst —“, er machte eine drohende Bewegung mit dem Kopf. „Das will ich Dir man sagen, Marie und Karl werde ich nicht mein ganzes Leben lang zur Last fallen. Glaubst Du, daß ich wieder arbeiten kann.“

„Wir werden schon etwas für Dich finden,“ sagte Pelle, „es gibt auch gute Menschen. Vielleicht hilft Dir irgend jemand, daß Du studieren kannst!“ Er wußte selbst nicht, wie ihm gerade dieser Gedanke kam; er selber hatte noch nie einen solchen Fall gesehen. Die Märchenträume seiner Kindheit erzeugten diesen ganzen Vorstellungskreis, der durch die Anekdoten von armen Knaben aus den Lesebüchern genährt war. Er stand dem Unmöglichen gegenüber und griff ganz einfach nach dem Unmöglichen.

Peter hatte keine Lesebücher hinter sich. „Gute Leute!“ rief er höhnisch aus, „die haben ja selbst nie was, und ich kann ja nicht einmal lesen. Wie soll man da studieren lernen? Karl kann lesen; er hat sich das aus den Schildern auf der Straße rausgeטיפelt, wenn er Botengänge machte; er kann auch schreiben! Und Hanne hat Marie ein wenig unterrichtet. Aber ich bin ja mein ganzes Leben nur in der Fabrik gewesen.“ Er starrte bitter vor sich hin; es war traurig, wie verzehrt sein Gesicht war, so ganz eingefallen!

„Mach Du Dir nur jetzt keine Sorgen!“ sagte Pelle zuversichtlich. „Wir finden schon etwas.“

„Aber verschon mich mit der Armenpflege. — Lauf bloß nicht hin und bettele für mich,“ erwiderte Peter zornig, „und, Pelle,“ er flüsterte, damit niemand in der Stube es hören sollte, „hier ist es wirklich nicht amüsant. Ueber Nacht lag da ein alter Mann und starb dicht neben mir. Er starb am Krebs, und sie stellten nicht einmal einen Bettschirm davor. Die ganze Zeit lag er da und glockte mich an! Aber in ein paar Tagen kann ich auch schon rauskommen. Dann muß ja bezahlt werden, sonst kommt die Sache an die Armenverwaltung, und die fangen gleich an zu schnüffeln. Ich habe ihnen was aufgebunden, Pelle! Kannst Du nicht kommen und mich auslösen? Marie hat Geld für die Hausmiete liegen, das kannst Du ja nehmen.“

Pelle versprach es und eilte heim an seine Arbeit. Ellen war zu Hause. Sie ging umher und sah verwundert aus. Er machte sie mit der Sache vertraut. „Ein ganz prächtiger Junge ist er,“ sagte er fast weinend. „Etwas zu ernst von all der Arbeit, und jetzt ist er ein Krüppel. Nur ein Kind und schon Arbeitsinvalid; es ist schrecklich auszusenden!“

Ellen trat an ihn heran und lehnte seinen Kopf an ihre Schulter, beruhigend strich sie ihm über das Haar.

„Wir müssen etwas für ihn tun, Ellen,“ sagte er dumpf. „Du bist so gut, Pelle. Du würdest gern allen Menschen helfen; aber was können wir tun? Unsere Sparsfennige haben wir ja für die Wochenbettgeschichte aufgebraucht.“

„Wir müssen irgend was von unseren Sachen verkaufen oder versetzen.“

Sie sah ihn entsetzt an. „Pelle, unser liebes Heim! Hier ist ja auch nicht mehr als gerade das allernotwendigste, und so wie Du unsere armseligen Sachen liebst! Aber wenn Du meinst, dann natürlich! Du tust ja doch schon was für ihn, indem Du ihm Deine Zeit opferst.“

Da schwieg er. Sie fing mehrmals von der Sache an, als etwas, das überlegt werden müsse, aber er antwortete nicht. Ihr Gerede peinigte ihn, entweder handelte man oder man schwieg.

Am Nachmittag machte er sich in der Stadt zu tun und ging zur Fabrik hinaus. Er wandte sich an das Kontor, und es gelang ihm, den Fabrikanten selbst zu sprechen. Der

Fabrikant war unangenehm berührt von dem Vorgefallenen, wußte aber geltend zu machen, daß es ausschließlich die Folge von Unvorsichtigkeit sei. Er riet Pelle, eine Sammlung unter den Arbeitern der Fabrik in Gang zu setzen, und eröffnete die Sammlung selbst mit einem Betrag von zwanzig Kronen. Außerdem steuerte er in Aussicht, daß Peter, der ein zuverlässiger Junge sei, die Stelle als Bote und Einkassierer erhalten könne, wenn er genesen sei.

Peter war beliebt unter seinen Kameraden; es kam eine hübsche kleine Summe zusammen. Pelle bezahlte seinen Hospitalaufenthalt, und es blieb so viel übrig, daß er nach Hause gehen und unbekümmert ausruhen konnte, bis die Hand geheilt war und er den Platz als Bote der Fabrik antreten konnte. Der kleine Invalide war ganz guter Laune, weil er sein Auskommen gesichert wußte; er wandte die Zeit an, um in der Stadt herumzuschlendern, wo Musik war, um neue Melodien zu lernen. „Das sind die ersten Ferien, die ich gehabt habe, seit ich auf die Fabrik kam,“ sagte er zu Pelle.

Den Platz als Bote bekam er nicht; es war ihm ein anderer zuvor gekommen, aber er erhielt Erlaubnis, wieder an seine alte Arbeit zu gehen! Mit den Ueberresten der rechten Hand konnte er die Blechplatte auf den Tisch niederdrücken, die linke mußte sich nun darin üben, sich zwischen den sich drehenden Messern herumzubewegen. Das erforderte nur Zeit und noch etwas mehr Aufmerksamkeit.

Das Unglück brannte sich in Pelles Seele ein und rief seinen ruhenden Gram wach! Der Zufall hatte ihm drei Verwaisete zu Geschwistern gegeben, und er fühlte Peters Schicksal so brennend, als habe es ihn selbst getroffen. Eine Schande war es, daß Kinder ihren Unterhalt durch lebensgefährliche Arbeit fristen mußten, um sich die abscheuliche Armenverwaltung vom Leibe zu halten. Was war das für eine Gesellschaftsordnung? Er empfand ein erstickendes Bedürfnis, darauf los zu schlagen.

Die Last von Dues Schicksal legte sich wieder auf sein Antlitz, vermehrt durch dies neue; Ellens weiche Hände konnten es nicht wegstreifen. „Sieh doch nicht immer so weitend aus, Du machst das Kind ja bange,“ sagte sie und reichte ihm den kleinen Kasse hin. Und Pelle versuchte zu lachen. Aber es ward nur ein grimmiges Lächeln.

Er empfand kein Bedürfnis, Ellen in seine blutende Seele hineinschauen zu lassen und sprach mit ihr über gleichgültige Dinge. Sonst sah er da und schaute in die Ferne, wachsam nach jedem Zeichen spähend; das Gefühl, zu etwas Besonderem auserwählt zu sein, erfüllte ihn wieder. Es war sicher, daß eine Botenschaft für ihn unterwegs war.

Und dann starb Schuster Petersen, und er wurde wieder aufgefordert, die Leitung des Fachvereins zu übernehmen.

„Was sagst Du dazu?“ fragte er Ellen, obwohl sein Beschluß unwiderrücklich gefaßt war.

„Das mußt Du ja selbst wissen,“ erwiderte sie zurückhaltend. „Wenn Du Vergnügen davon hast, dann natürlich!“

„Ich tue es nicht um meiner selbst willen,“ sagte Pelle finster. „Ich bin ja kein Frauenzimmer.“

Er berante sofort seine Worte und ging hin und küßte sie. Sie hatte Tränen in den Augen und sah ihn verwundert an.

19.

Da war noch genug zu tun. Die Abtrünnigen mußten der Organisation wieder eingefügt werden, eingefügt oder hineingezwungen werden; Pelle nahm die Willigsten zuerst und ließ die Zahl auf die anderen wirken. Die ganz Störrigen ließ er einstweilen noch ihren eigenen Kurs segeln; wenn sie isoliert und gut gekennzeichnet waren, konnten sie keinen weiteren Schaden anrichten.

Er war gut ausgeruht und ging ganz methodisch zu Werke. Das Gefühl, Kräfte bis an das Ende des Weges zu haben, verlieh ihm eine breite Ruhe, die Vertrauen einflößte. Er übereilte sich nicht, sondern nahm das Ganze von Grund auf; die eigentliche Frage ließ er ruhig liegen, bis die Bedingungen, sie zu lösen vorhanden waren. Vom letztenmal wußte er, daß man ohne fest zusammengeknüpfte Reihen nichts anrichten konnte.

Damit ging der letzte Nest des Sommers dahin. Und

man stand die Organisation fertig da, und es sah so aus, als könne sie einem Druck widerstehen; die erste Frage war der Tarif. Der war veraltet und schlecht, fast in allen Punkten rückständig; das Fach setzte unter den niedrigen Sätzen, die nicht Schritt gehalten hatten mit der Entwicklung und Vertenerung aller Dinge. Aber Belle ließ seinen praktischen Sinn herrschen. Der Zeitpunkt war nicht günstig für eine Lohnerhöhungsforderung. Die Organisation konnte der Forderung nicht genug Nachdruck verleihen, man mußte sich vorläufig damit begnügen, dem geltenden Tarif Achtung zu verschaffen. Mehrere von den größeren Meistern richteten sich nicht danach, obgleich sie ihn selber mit eingeführt hatten. Namentlich mit Hofschuhmachermeister Meyer sah es arg aus; er benutzte alle möglichen Auswege, um die klarsten Lohnsätze zu drücken.

Es liefen beständig Beschwerden ein, und eines Tages ging Belle zu ihm hin, um sein Verhältnis mit ihm zu besprechen und zu einem Ergebnis zu gelangen. Er war bereit, einen Kampf wegen der Unantastbarkeit des Tarifs aufzunehmen; sonst konnte ja jeder große Versprechungen geben und sich nachher zurückziehen. Er hatte eigentlich erwartet, daß der Hofschuhmacher ihm die Türe weisen würde; das geschah jedoch nicht, aber Meyer behandelte ihn mit einer Art höflicher Unverschämtheit. Der Haß gegen den alten Feind erwachte von neuem in Belle; er hatte seine liebe Not, sich zu beherrschen. „Die Sperre wird über Sie verhängt werden, wenn Sie sich nicht innerhalb von acht Tagen mit Ihren Gesellen einigen,“ sagte er drohend.

Meyer lachte spöttisch: „Was Sie sagen! Ja, Ihre Sperre die kennen wir ja. Aber dann erklärt der Meisterverein Lockout für das ganze Fach — was meinen Sie dazu? Denn sind alte Hüte billig zu haben!“

Belle schwieg und zog sich zurück; das war die einzige Weise, wie er sich die Kaltblütigkeit zu bewahren vermochte. Jetzt war gesagt, was gesagt werden mußte, und er war kein Diplomat, der ruhig lächelnd mit einem Teufel im Augenwinkel dastehen konnte.

Meyer geleitete ihn dienernd bis an die Tür: „Wenn ich Ihnen sonst mit etwas dienen kann, mit Arbeit zum Beispiel? Ich kann in dieser Zeit sehr gut einen Arbeiter für Kindersehnhilfzeug gebrauchen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chadschi-Murat.

21]

Von Leo Tolstoi.

Nach dem Diner begab sich Nikolaus ins Ballett, wo ein ganzes Hundert nackter, nur mit Trikots bekleideter Frauen an ihm vorübermarschierte. Eine der Ballettdamen gefiel ihm ganz besonders, und er ließ den deutschen Ballettmeister in seine Loge kommen, danke ihm für den Genuß, den er ihm bereitet, und ließ ihm einen Brillantring als Geschenk überreichen.

Als am nächsten Tage Tschernyschew wieder zum Vortrag erschien, schärfte Nikolaus ihm nochmals ganz besonders ein, er möge Woronzow dahin instruieren, daß er jetzt, nachdem Chadschi-Murat zu den Russen übergegangen, mit verstärktem Nachdruck die Tschetschna beunruhigen und sie durch einen Kordon eng einschließen solle.

Tschernyschew schrieb in diesem Sinne an Woronzow, und der zweite Kurier begab sich, wieder ein Dutzend Pferde zuziehend, fahrend und ebenso viele Postillone blutig prügeln, mit seinem Bescheid nach Tiflis zurück.

16.

In Ausführung dieses Befehls des Zaren Nikolaus wurde sogleich im Januar 1852 ein Ueberfall auf die Tschetschna unternommen.

Die Truppenabteilung, die mit der Ausführung des Unternehmens beauftragt war, bestand aus vier Bataillonen Infanterie, zweihundert Kosaken und acht Geschützen. Die Kolonne marschierte auf der Heerstraße daher. Zu beiden Seiten der Kolonne nahmen in ununterbrochener Kette die Jäger in ihren hohen Stiefeln, Halbpelzen und Lammfellmützen, die Büchse auf dem Rücken und die Patronentasche am Wundelriem, über Berg und Tal ihren Weg. Wie immer, bewegte sich die Abteilung unter Beobachtung möglichster Stille im Feindesgebiet vorwärts. Nur von Zeit zu Zeit ließ sich beim Herüberfahren der Geschütze über einen Graben leises Gepolter vernehmen; ab und zu wieherte oder schnaubte ein Artilleriepferd, das den Befehl, es solle in aller Stille marschieren werden, nicht verstand, oder ein Vorgesetzter rief mit rauher, behaltener Stimme ärgerlich seinen Untergebenen zu, sie sollten darauf achten, daß die Kette sich nicht zu locker auseinanderziehe oder zu weit von der Kolonne entferne. Nur einmal wurde der stille

Marsch unterbrochen, als aus der Dornenhecke, die sich zwischen der Schützenkette und der Hauptkolonne hingog, plötzlich eine Wildziege mit weißem Bauch und grauem Rücken hervorsprang und ein ebensolcher Boß mit kleinem, nach rückwärts gebogenem Gehörn ihr folgte. Die geängstigten, zierlichen Tiere liefen in großen Sätzen, die Vorderbeine weit vortretend, auf die Kolonne zu und kamen ihr so nahe, daß die Soldaten schreiend und lachend hinter ihnen hereilten und sie fast mit den Bajonetten aufspießen konnten. Die Tiere zogen es jedoch vor, wieder lehr zu machen, brachen durch die Schützenkette hindurch und entwischten, von einigen Berittenen und Kompagniehunden vergeblich verfolgt, glücklich in die Berge.

Es war noch im Winter, doch die Sonne stieg bereits höher, und um die Mittagszeit, als die am frühen Morgen abmarschierte Kolonne schon eine gute Anzahl Berst hinter sich hatte, brannete sie so heiß, daß sie den Soldaten lästig wurde und das Auge, wenn es auf die blühenden Bajonette oder auf die spiegelblanken, die Sonnenstrahlen grell reflektierenden Geschützrohre schaute, einen Schmerz empfand.

Hinter der Kolonne lag der rasch fließende, klare Fluß, den sie soeben durchschritten hatte, vor ihr breiteten sich in den flachen Tälern die bestellten Felder und Wiesen aus. Noch weiter nach vorn erhoben sich die geheimnisvollen, von dunklen Wäldungen bedeckten Bergzüge. Hinter den dunklen Bergen folgten hohe Felsenmassen, und über ihnen ragten ganz hoch am Horizont in ihrer ewigen, unwandelbaren Schönheit, wie im Diamantschmud schimmernd, die Schneeberge empor.

Vor der fünften Kompagnie schritt in der Fellmütze und dem schwarzen Uniformrock, den Säbel über der Schulter, ein stattlicher, hochgewachsener Offizier namens Butler daher, der erst kürzlich von der Garde zu den kaukasischen Truppen herübergekommen war. Das Gefühl frischer Lebensfreude, verbunden mit der Aufregung, welche die Nähe des Todes und das Bewußtsein, an einem großen, von einem einzigen starken Willen geleiteten Werke teilzunehmen, hervorbringt, erfüllte ihn ganz. Butler kam heute zum zweiten Male in Aktion, und er erwartete jeden Augenblick, daß die feindlichen Kugeln auf ihn niederprasseln würden. Er war überzeugt, daß er nicht nur den Kopf vor den Geschossen der feindlichen Geschütze nicht beugen noch auf das Pfeisen der Flintenkugeln achten würde, sondern im Gegenteil diesen seinen Kopf, wie er es schon früher getan, noch höher tragen, mit lächelndem Blick die Kameraden und Soldaten betrachten und mit der kaltblütigen Miene von der Welt über irgend etwas ganz Gleichgültiges plaudern würde.

Die Kolonne war von der gut Instand gehaltenen breiten Straße abgelenkt und in einen wenig befahrenen, durch ein Maisfeld führenden Weg eingelenkt. Sie näherte sich eben einem jenseits des Feldes befindlichen Laubwald, als plötzlich irgendwoher mit unheimlichem Rischen eine Kugel geflogen kam, die dicht am Wege — da, wo etwa die Mitte der Kolonne marschierte — in das Maisfeld einschlug.

„Jetzt fängt's an,“ sagte Butler mit heiterem Lächeln zu dem neben ihm herschreitenden Kameraden.

In der Tat zeigte sich gleich darauf am Waldrande ein dichter Trupp von berittenen Tschetschenen, die einige Feldzeichen mitführten. In der Mitte der Schar sah man deutlich eine große grüne Fahne, und der alte Feldwebel der Kompagnie, der gut und sehr weit sah, meinte zu dem kurzschichtigen Butler, das könne kein anderer als Schamyl selber sein. Die feindliche Schar ritt herab, erschien dann auf einer Anhöhe zur Rechten und wandte sich wieder talwärts. Der kleine General in dem warm gefütterten schwarzen Uniformrock, mit dem weißen Kreuz am Halse und der Lammfellmütze auf dem Kopfe, ritt auf seinem Fahrgänger zu Butlers Kompagnie heran und befahl ihm, die rechts am Bergabhang niederflatternden Reiter anzugreifen. Butler führte seine Kompagnie rasch nach der angezeigten Richtung, hatte jedoch kaum den Talgrund erreicht, als in seinem Rücken rasch hintereinander zwei Kanonenschüsse erdröhnten. Er sah sich um: zwei blaue Rauchwolken stiegen über der Artillerieabteilung der Kolonne auf und zogen sich lang durch die Talflucht hin. Die feindliche Schar hatte offenbar nicht erwartet, auf Artillerie zu stoßen, und ging zurück. Butlers Kompagnie nahm das Feuer gegen die Bergbewohner auf, und die ganze Schlucht ward in Pulverdampf gehüllt. Oberhalb des Tales nur sah man, wie die feindlichen Reiter sich eilig zurückzogen und auf die ihnen nachsehenden Kosaken Feuer gaben. Die Kolonne nahm die Verfolgung der Feinde auf, und als sie die nächste Talflucht erreichte, erblickte sie auf dem gegenüberliegenden Abhange ein Tschetschenendorf. Butler stürmte mit seiner Kompagnie im Lauffschritt, dicht hinter den Kosaken, in das Dorf hinein. Von den Einwohnern war niemand zu sehen. Die Soldaten erhielten Befehl, das Getreide und Heu sowie die Hütten niederzubrennen. Dichter, stidiger Rauch erfüllte das ganze Dorf, und die Soldaten schwirten darin hin und her, schleppten aus den Hütten heraus, was sie darin fanden, und verlegten sich namentlich darauf, die Hühner zu fangen oder zu schießen, welche die Bergbewohner nicht hatten mitnehmen können. Die Offiziere hatten sich ein wenig abseits an einer Stelle, die durch den Rauch nicht so arg belästigt wurde, niedergesetzt und nahmen ihr Frühstück ein. Der Feldwebel brachte ihnen auf einem Brett eine Anzahl Sonigscheiben. Von den Tschetschenen war nichts zu sehen und zu hören. Bald nach Mittag erging das Kommando zum Antreten, wobei Butlers Kompagnie die Nachhut bildete. Kaum hatte die Kolonne

sich in Marsch gesetzt, als auch die Ischetschenzen erschienen und sie mit ihren Säufen zu beunruhigen begannen.

Sobald die Kolonne das offene Feld erreichte, zogen die Bergbewohner sich zurück. Butler hatte keinen einzigen Verwundeten und kehrte in der besten und heitersten Gemütsverfassung heim. Als die Kolonne jetzt, auf dem Rückmarsch, die Furt des Flusses passiert hatte, die sie bereits am Morgen durchwatet hatte, und nun in langem Zuge über die Maisfelder und Wiesen marschierte, traten die Sängerschöre an die Spitze der einzelnen Kompagnien und ließen laut ihre Lieder erschallen. „Ei, wie schmad und ei, wie munter ist doch solch ein Jägersmann!“ sangen Butlers Leute, und sein Pferd begann unwillkürlich nach dem flotten Takt des Liedes zu marschieren. Der gottliche graue Kompagniechef Trejorka lief wie ein besorgter Chef, den Schweiß hoch emporhaltend, der Kompagnie voraus. Immer frischer und froher ward Butler zu Mute. Er sah das Wesen des Krieges im Spiel mit der Gefahr, mit der Möglichkeit des Todes, und dieses Spiel brachte ihm, wenn es glücklich ablief, Belohnungen und die Hochachtung der hiesigen Kamoraden wie der Freunde in der Heimat ein. Die andere Seite des Krieges — der Tod so vieler Menschen, die Wunden der Soldaten, der Offiziere, der Bergbewohner — kam ihm, so seltsam das scheinen mag, gar nicht zum Bewußtsein. Um seine poetische Auffassung vom Kriege nicht zu beeinträchtigen, blickte er instinktiv niemals nach den Toten und Verwundeten hin. Auch diesmal achtete er ihrer nicht. Die Kolonne hatte drei Tote und zwölf Verwundete. Butler ging an einem der Gefallenen, der auf dem Rücken dasag, vorüber und sah nur gleichsam mit einem Auge die seltsame Haltung der wachsblichen Hand und einen dunkelroten Fleck am Kopfe, nach dem er jedoch weiter nicht hinsah. Die Bergbewohner erschienen ihm lediglich als berittene Dschigits, vor denen man auf der Hut sein mußte.

„So also geht es bei uns zu, Väterchen,“ sagte der Major während einer Pause im Gesange. „Nicht so wie in Ihrem Petersburg: Augen links, Augen rechts! . . . Na, nun haben wir unsere Arbeit getan, nun geht's nach Hause. Maschurka wird uns jetzt eine gute Suppe und eine schöne Kastele dazu aufstücken. Das soll ein Leben werden — was? Na, nun singt mal: „Als das Morgenrot erschien!“ rief er den Soldaten zu, die alsbald sein Lieblingslied anstimmten.

Es war windstill, und die Luft war so frisch, so rein und durchsichtig, daß die Schneeberge, die wohl an die hundert Werst entfernt waren, ganz nahe zu sein schienen. Sobald die Sänger schwiegen, ließ sich der gleichmäßige Takt der Soldaten und das Klirren der Waffen vernehmen, gleichsam als Hintergrund der Lieder, die der Sängerschör vortrug. Das Lied, das Butlers fünfte Kompagnie sang, war von einem Junfer des Regiments zu dessen Ehren gedichtet; die Melodie lehnte sich an ein bekanntes Tanzmotiv an, und der Refrain lautete: „Ei, wir schmaden, ei, wir schmaden Jägersleut', Jägersleut'!“

(Fortsetzung folgt.)

## Erbmonarchie und Psychiatrie.

Für die Erforschung der menschlichen Vererbungsgesetze gibt es kein reicheres Material als die Geschichte der monarchischen Familien. Dennoch sind gerade diese Quellen bisher nur wenig und sehr behutsam ausgeschöpft worden. Leicht erklärlich in monarchisch regierten Ländern. Sind doch die Einzelercheinungen in der Biologie der Fürstengeschlechter ebensoviele Tatsachen zur Bekämpfung der Erbmonarchie. Was die Vernunft ohne weiteres einsehen läßt, bestätigen alle Ergebnisse forschender Erfahrung. Im Lichte der Vererbungsforchung wird das Gottesgnadentum zu einer Schicksalstragödie unheimlicher und unentrinnbarer erblicher Belastung. Geipenster tausendjähriger Vergangenheit geben im Blut und Gehirn der regierenden Familien um. Die Ahnentafel wird zum Altenarchiv psychiatrischer Merkmale.

Gerade auf diesem Gebiete der Forchung hat freilich äußerste Vorsicht zu walten. Man darf nicht Eigenschaften auf Vererbung zurückführen, die immer aufs neue durch die besonderen Lebensbedingungen der monarchischen Sprößlinge erworben sein können. Wo man die dunklen Geheimnisse des „Blutes“ zu enträtseln versucht, hat man es vielleicht nur mit den zwingenden Wirkungen der staatsrechtlichen Ordnung zu tun. Im Wesen der Monarchie selbst liegen gefährliche Daseinsbedingungen nicht nur für die ihr Untertworfenen, sondern auch für ihre Träger. Sofern aber auch unzweifelhaft geistig-körperliche Vererbungserscheinungen vorliegen, wo in der Tat die Summe der Ahnen das fürstliche Individuum bestimmt, muß noch behutsam abgewogen werden, auf welche Weise die jeweiligen politischen, sozialen, gesellschaftlichen Zeitumstände die erbliche disponierte Beschaffenheit des dynastischen Familienprossen in besonderen Meinungen, Empfindungen und Handlungen nach außen treten lassen.

Verständigt man alle diese anderen Einwirkungen und isondert sie von der Kaufalität der Vererbung, so bleibt immer noch ganz Bedeutsames zu erforschen, was unsreitung nur auf dem Gebiete der Abstammung seine Lösung finden kann. Daß die Königslinie der Wittelsbacher in zwei geisteskranken Brüdern endigt, in Ludwig II., der bei einem Fluchtversuch oder durch Selbstmord im

Starnberger See umkam, und in Otto I., der immer noch in einem Winkel des einsamen Schlosses Fürstentried als lebender König hindaunert, ist gewiß nicht allein durch ihr monarchisches Amt, auch nicht durch bayerisches Parteiwesen, preußische Macht- und Kriegspolitik, auch nicht durch Richard Wagner und liberale Ministerintrigen hinreichend zu erklären. Ebenso wenig, wie aus solchen Umständen erklärt werden kann, daß Ludwig II. an Verrücktheit (Paranoia), sein Bruder an frühzeitiger Verblöschung erkrankte (Dementia praecox). „Auf die Erbtungsformen, auf Ablauf und Beschleunigung der Krankheit haben bei Ludwig II. die besonderen Umstände, in denen er wirkte, sicher bedeutiam eingewirkt, seine geistige Organisation aber war sicher von Geburt bestimmt.“

In einer lesenswerten Studie unternimmt es soeben der Jenaer Professor Strohmayer aus der Abstammung der beiden Wittelsbacher ihr Verhängnis zu erklären. Der Forscher geht äußerst vorsichtig zu Werke. Er bindet sich nicht an die Vererbungs-gesetze, die in der Wissenschaft heute Geltung haben, wie sehr er auch immer die Mendelschen Vererbungsformeln anerkennt. Er geht unbefangener von den Erfahrungstatsachen und einer Forschungsmethode aus, die sich an den Ergebnissen der Pserdezucht geskult hat. Nirgend findet die Vererbungslehre so sicheres Material wie in den Stammbäumen (Pedigrees) der edlen Gestüte.

Die geistige Anormalität in alten Fürstfamilien läßt sich weder mit dem Schlagwort „Entartung“ erledigen, noch durch den Fabelbegriff „Inzucht“ erklären. Die tatsächlichen Vorgänge sind viel verwickelter. Inzucht ist nicht an sich rasseverderbend. Aber die Binnensfortpflanzung hat die Wirkung, sowohl die guten wie die schlechten Eigenschaften zu häufen. Wird die Inzucht durch Generationen getrieben, so wächst die gefährliche Wahrscheinlichkeit, daß gleich gerichtete Gebrechen der Gopaarten verheerend wuchern. Der Ebenbürtigkeitswahn der Dynastien leistet diesen Entartungen der Inzucht Vorschub, und vielleicht wäre die Schicksalstragödie der regierenden Ebenbürtigkeit noch viel grauiger, wenn nicht hier und da ein strammer Stallfnecht, illegitim zwar, doch wohlthätig für die Aufrichtung des verpesteten Blutes gnädig gesorgt hätte.

Strohmayer geht nicht allzu tief in die Jahrhunderte der Ahnen zurück. Und doch, welche Häufung unheiliger Gestalten drängt sich schon um die verfluchte Wiege des Gefrönten: Wahnsinnige und Sonderlinge, Narren und Wüteriche, Trunksolde und Wüstlinge wehen das Geschid ihrer Nachkommen. Syphilis, Schwindsucht, Gift, Wasserlucht vergiften den Keim des Königsgechlechts. Nymphomanen unter den Frauen, Ueninge unter den männlich Geborenen ebuen die Bahn zum endlichen Zusammenbruch. Melancholie, Verfolgungs- und Größenwahn, Impotenz, moralischer Schwachsinn, delirierende Vielgeschäftigkeit wehen das Netz, in dem sich die letzten Nachkommen unentrinnbar verfangen.

Die graulige Erbbürde haben Ludwig und Otto, nach der Meinung des Forschers, weniger von den väterlichen Wittelsbachern als von den mütterlichen Hohenzollern übernommen, von Marie, der Prinzessin von Preußen. Diese Frau schleppt mit sich das Verhängnis vielfältig und krankhaft gehäufter Inzucht. Ihre Eltern sind Geschwisterkinder aus dem landgräflichen Hause Hessen-Darmstadt. Auch die mütterlichen Urgroßeltern sind Geschwisterkinder. Mit ihren Urgroßeltern väterlicherseits. Sie stammt von dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, dem Bruder Friedrichs II. (des „Großen“) ab, in dem das kranke Braunschweiger Blut in potenziertem Inzucht gärt; August Wilhelms Mutter ist die Tochter von Geschwisterkindern, und sie heiratet ihren Vetter. Die verfallenen Vererbungsäden der Wayerenkönige Ludwig und Otto laufen immer wieder auf jenen Wilhelm den Jüngeren, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, zurück, in dessen Lebenszeit von 1535—1592 sich das Schidial eines großen Teils der fürstlichen Zukunftsgeschlechter Europas entschied. Wilhelm der Jüngere endete im Wahnsinn, dessen Keim er in sieben Söhne und acht Töchter verpflanzte hatte. Aus seinem Geschlecht und seiner Art ist der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Vater des „großen“ Friedrich; maßlose Wutausbrüche wechselten mit frömmelnd menschensünder Zerknirschung. Er leidet an Gichtanfällen, hält pietistische Predigten, will gelegentlich seine Krone niederlegen und verucht einmal, sich in seinem Kollstuhl mit einem Strid zu erdroffeln. Mütterlicherseits gehört Friedrich Wilhelm einer Familie von männlichen und weiblichen Säufern an; so ist die Luise Juliane von Oranien im Säuferswahn gestorben: Pfälzer Alkoholismus und Braunschweiger Geisteskrankheit verischlechtert das oranische Erbe.

Sehen wir uns weiter in der Familie um, so finden wir Georg I. von Hannover, von dessen „wunderlichem Hienstein“ einmal seine Waise, die Liselotte spricht: mißtrauisch und verschlossen bis zur Verrücktheit. Freilich brachten die Hannoveraner auch einen wertvollen Blutstropfen in das Geschlecht der Hohenzollern, den der Eleonore d'Olbreus, einer französischen Adligen, deren Familie tüchtige Individuen aufweist. Auf diesen unmonarchischen französischen Einischlag führt Strohmayer die geistige Bedeutung ihrer Enkelin Sophie Dorothea von Preußen und auch die Fähigkeiten Friedrichs II. von Preußen zurück.

Wir treffen ferner auf Georg II., die Karikatur eines höflich-tölpigen Predanten, mit totem Geiz behaftet, erblindend; sein Enkel war der geistesranke Christian VII. von Dänemark. Georgs III.

\*) Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwig II. und Otto I. von Bayern. Von Professor D. W. Strohmayer. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

Wesen erklärt der Arzt als arteriosklerotische Hirn degeneration; er starb, blind, in kindlicher Verblöding. Sein Gang zur Einsiedelei trägt manche Züge Ludwigs II. Dessen Sohn, Georg IV., war ein Wölller und Säufer, der Brantwein literweise vertilgte. Blind war auch Georg V., dessen schrankenloser, romantischer Königswahn an die letzten Jahre Ludwigs gemahnt.

Dies uneligihe Braunschweiger Blut läßt sich auch in den hohenzollerischen Vorfahren der Bayernkönige verfolgen. Prinz August Wilhelm litt an Gehirnschwäche. Dessen Brüder Friedrich II. und Prinz Heinrich starben ohne Nachkommen, und beide waren homosexuell veranlagt. Hier kann man eine ganze Dynastie von Urningen sich entwickeln sehen, von Jakob VI. von England über die beiden Hohenzollern und Wilhelm III. von Oranien bis zu Ludwig II. und den in die Gegenwart führenden Fäden, „die hier aufzudecken (schreibt der Verfasser) die schuldige Achtung vor den Lebenden verbietet.“

Die Gemahlin August Wilhelms bringt wieder die Ergebnisse Braunschweig-Wolfenbütteler Inzucht in die Ehe und das Geschick ihrer Nachkommen. Da treffen wir auf einen Syphilitiker, der — nach einem grausamen Wig Friedrichs II. — seine Nase in einer Schlacht gegen die Franzosen (Lues) verloren hatte. Auch der Typ des phantastisch abenteuernden Kunstsdilletanten begegnet uns in Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Wolfenbüttel, der musizierte und dichtete, selbst die Gefängnisse mit seinen grotesken deutschen, lateinischen und französischen Inschriften zierte, Schlösser nach dem Stil seines verschrobeneu Gehirns baute und einrichtete, schließlich als ein von Verfolgungsideen gepeinigter, melancholischer Paranoiker endete. Dessen Entlein ward durch die Heirat mit dem Prinzen August Wilhelm von Preußen Vorfahrin Ludwigs II. und Ottos I.; diese Frau ist doppelt belastet; der väterliche Großvater ist Paranoiker, der mütterliche ein ausschweifender Syphilitiker.

Die körperliche und geistige Entartung Friedrich Wilhelms II. von Preußen, des Sohnes des Prinzen August Wilhelm, ist allgemein bekannt; auch seine Ehefrau brachte aus dem Hauie Hessen-Darmstadt eine reiche Mitgift menschlicher Veränderlichkeiten mit. In Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt finden wir den hemmungstosen Despoten, herrisch und ängstlich, geistesfingläubig, der aus Furcht des Nachts wacht und erst bei Tagesanbruch zur Ruhe geht. Auch die schönen Künste drangaliert er; viele Tausende von Märschen hat er „komponiert“. Der ganze Stamm ist wurmföchtig. Jeder der direkten Vorfahren Ludwigs IX. „ist mit einem kleinen Narrenzeichen versehen“; dies kleine Narrenzeichen besteht mehrfach in grauenhafter Geschlechtskrankheit.

Eine minder schwere Erblast ruht auf den väterlichen Ahnen Ludwigs II., den Wittelsbachern. Immerhin ist auch das Blut dieses Geschlechts nicht genug, um die furchtbaren Wirkungen des Muttererbes aufzuheben. Die bayerischen Könige stammen von den Zweibrücken-Birkenfelder Pfalzgrafen, von denen Friedrich Michael 1746 katholisch wurde. (Das heute bayerisch regierende Haus ist also urprünglich protestantisch!) Dieser Konvertit ist der Vater des ersten Königs von Bayern, Max I., dessen Bruder Herzog Karl von Zweibrücken einer der wüsten Menschenjäger der Zeit gewesen ist, graulich bis zur Bestialität, ein sinnloser Verschwender für Weiber, Hunde und Pferde.

Von den 9 Kindern Max I. zeigen die Kinder der Prinzessin Ludovica Spuren geistiger Anormalität, so die österreiche Kaiserin Elisabeth, die Lucheni tötete, und Sophie, die Verlobte Ludwigs II., die zeitweilig an melancholischen Zuständen litt. Max' ältester Sohn König Ludwig I. ist nicht unerleuchtet — weder in seiner Leidenschaft zur Lola Montez noch in seiner Partizipial- und Stelzen-Dichterei. Seine Gattin steuerte zu dem Familienschatz seelischer Monstrositäten nicht unerheblich aus den sächsischen Herzogtümern bei. In deren Ahnenreihe hängen Serenissimusfiguren wie Ernst August I. von Sachsen-Weimar, berühmt durch seine Verordnungen; so besah er als unfehlbares Mittel, Brände zu löschen: „in allen Städten und Dörfern hölzerne Keller mit einem Feuerfelle, nach beigeleierter Zeichnung versehen, anzuschaffen, und diese Keller freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11—12 Uhr mit frischer Tinte und neuer Feder mit den Worten beschreiben: „An Gottes Allmacht liegts. Consummatum est“ bei jeder vorfallenden Feuersbrunst im Namen Gottes ins Feuer zu werfen.“ Seine Frau war mannstoll.

Ludwigs I. Kinder sind keineswegs intakt. Neben so rüstigen Erscheinungen wie dem Prinzregenten Luitpold findet sich doch auch die geisteskrante Prinzessin Alexandra, die sich einbildete, ein Sklavie oder Sofa im Kopt zu haben. So schleppte auch der Thronerbe Max II., Luitpolds ältester Bruder, schon ein gefahrvolles Erbe mit sich, das dann die Paarung mit der preussischen Prinzessin zur Katastrophe steigerte. . . .

Die Erbmonarchie trägt den Verfall und Untergang im eigenen Blute. Erst die Befreiung vom Monarchismus wird die Familien-tragödie der Fürstengeschlechter vom dunklen Ahnenfluch erlösen.

## Kleines feuilletton.

### Hygienisches.

Die Bekämpfung der Verdauungsträgheit. Die Verdauungsträgheit und ihre Beseitigung ist von alters her und

bleibt wohl auch für die Zukunft eine beliebte Domäne der Laienmedizin. Daran werden die schärfsten Kurpfuschereigesetze nichts ändern. So darf man auch weiteren Kreisen Ausführungsbestimmungen zugänglich machen, die der bekannte Berliner Internist Prof. Dr. Blumenthal in der „Medizinischen Klinik“ dafür gibt. In vielen Fällen ist an dem Verlagen der normalen Darmtätigkeit die zu gute Ausnutzung der genossenen Nahrung schuld. Es bleiben dann nur spärliche Reste zurück, die infolge ihrer geringen Menge den Darm nicht zur Tätigkeit anzuregen vermögen. Bei anderen spielt eine mangelnde Bewegung, vieles Eitzen die Hauptrolle für die Darmträgheit. Abhilfe schafft oft die Aenderung der Ernährung, wenn fleischarme und gemüßereiche Kost eingeführt wird. Die Saladen der Gemüse, Cerealien und Hülsenfrüchte bilden einen mächtigen Anreiz für die Darmschleimhaut. Erst wo die zellulosereiche Diät versagt, treten Abführmittel in ihr Recht. Am beliebtesten sind mit Recht die Klisliere. Schon einfache Wassereinfüsse sind wirksam, besonders kalte unter 18 Grad Celsius. Die Flüssigkeitsmenge soll  $\frac{1}{3}$  bis  $1\frac{1}{2}$  Liter betragen. Als Zusatz dient Soda (einprozentig), ein Eßlöffel Haushalt- oder Schmierseife. Auch ein Eßlöffel Essig tut die gleichen Dienste. Die Wasserklisliere können wochen- und jahrelang fortgesetzt werden, ohne zu schaden. Häufig lassen sie aber belammlisch in ihrer Wirkung nach. Dann empfiehlt es sich, sie durch Del- oder Glycerinklisliere zu ersetzen. Besonders ausgezeichnet sind diese bei Darmkoliken. Zweckmäßig ist es, das Del vorher zu erwärmen. Die Menge soll einen halben bis einen ganzen Liter betragen, bei Kindern genügen 30 bis 50 Kubikzentimeter. Diese Maßschläge mögen für die gewöhnlichen chronischen Fälle genügen. Wo aber irgend welche akuten Erscheinungen am Darm auftreten, wie heftige Koliken, umschriebene Schmerzen usw., veräume man keine Zeit mit nutzlosen, aber oft schädlichen Experimenten, sondern wende sich an die sachverständige ärztliche Stelle. Denn sehr viele schwere Krankheiten treten zuerst unter dem Bilde der Verstopfung auf.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

Ein Nebenbuhler des Radium. Neben dem Radium in seinen verschiedenen Formen hat namentlich das Thorium als strahlendes Element die Aufmerksamkeit der Wissenschaften in hohem Grade erregt. Nachdem auch die Medizin diese Stoffe für ihre Zwecke zu prüfen begonnen hat, ist man beim Radium nicht stehen geblieben, sondern hat die Untersuchungen auch auf die vorhandenen Elemente Uranium, Aktinium usw. und auch auf das Thorium ausgedehnt. Man war aber bis jetzt bei dem Urteil geblieben, daß sie eine zu geringe Strahlungsfähigkeit besitzen, um in dieser Hinsicht wirksam zu sein. Nunmehr scheint die Entdeckung des Mesothorium durch Otto Hahn einen neuen Fortschritt angebahnt zu haben. Dieser Körper entsteht durch die Zersetzung des Thoriums und wurde bei dem Versuch gefunden, das sogenannte Radiothorium aus dem Thorium zu gewinnen. Es ist nun festgestellt worden, daß es nicht nur dieselben Strahlen abgibt wie das Radium, sondern auch noch mit verstärkter Kraft. Außerdem kommt der wichtige Umstand in Betracht, daß viel größere Mengen von Thorium auf der Erde zur Verfügung stehen als vom Radium, so daß der Stoff auch billiger hergestellt werden kann. Andererseits ist die Eigenschaft ungenügend, daß das Thorium eine weit kürzere Lebensdauer besitzt als das Radium, nämlich nur eine solche von etwa sieben Jahren. James Davidson hat mit Unterstützung von William Ramsay die medizinischen Einflüsse des Mesothoriums erforscht, zunächst auf eine von Röntgenstrahlen herührende Brandwunde an der Hand, wie sie früher erfolgreich mit Radium behandelt worden ist. Das Mesothorium erwies sich als ebenso wirksam, nur stellte sich der Erfolg etwas später ein. Gegen den sogenannten Frühlingskatarrh soll die Behandlung mit Mesothorium besser sein als irgendeine andere, und es besteht auch die Hoffnung, daß sich der neue strahlende Körper sogar gegen krebige Geschwülste bewähren wird.

### Aus dem Tierleben.

Ueber das Gedächtnis der Fische hat der französische Forscher Dyer interessante Forschungen angestellt, deren Ergebnis jetzt der Akademie der Wissenschaften unterbreitet worden ist. Die bisherigen Kenntnisse über das Gedächtnis der Fische enthielten viele Widersprüche, die sich zum großen Teil dadurch erklären lassen, daß es meist Laien waren, die die Beobachtungen vornahmen. Dyer hat seine Versuche methodisch durchgeführt. Es zeigte sich dabei, daß ein Fisch, der durch eine Schlinge mit einem Köder gefangen und dann wieder ins Wasser gesetzt wurde, sich immer wieder fangen ließ. Das Tier hat keine äußere Möglichkeit zu erkennen, daß mit dem Köder eine Schlinge verknüpft ist und die Gier nach Nahrung läßt es immer wieder in die Falle gehen. Ganz anders aber werden die Resultate, wenn man dem Fische die Möglichkeit gibt, den Zusammenhang zwischen dem Köder und der Schlinge zu erkennen. Dyer besetzte zu diesem Zwecke unmittelbar über dem Köder eine rote Scheibe. Der Fisch, der diese Scheibe wahrnimmt, assoziiert die Erinnerung an die Schlinge alsbald mit der Scheibe. Nach sieben bis acht Versuchen rührt er den Köder nicht mehr an, sobald die rote Scheibe auftaucht; wenn diese Warnung aber entzerrt wird, greift er alsbald wieder den Köder auf. Es ist also kein Zweifel, daß der Fisch bis zu einem gewissen Grade Gedächtnis besitzt.